

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 154. Bromberg, den 10. Juli 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(21. Fortsetzung.)

Eine atemlose Stille folgte.

„Weh' mir, die ewige Leuchte ist ausgelöscht!"

Und wieder Totenstille.

Der Regen plätscherte lustig auf die Wasserlachen und auf das Dach der Kapelle.

Da ertönte ein heftiger Knall. Das Trutzhaus drüben schien gegen die fliegenden Wolken zu zittern.

Svatopluk barg den Kopf in den Händen und röchelte wie ein Sterbender.

Da ertönte es aus dem Innern der Kapelle wie aus einem Grabe.

„Vater!"

Svatopluk fuhr auf. An allen Gliedern zitternd griff er nach den Krücken, und weit mit ihnen ausgreifend floh er davon.

„Mein Vater hat mich töten wollen!" rief Katschenka tonlos.

Sie hatte Anton losgelassen.

Da ertönte ein zweiter, lauterer Knall, dem ein furchtbares Krachen folgte. Anton mußte zusehen, wie sein Wohnhaus wankte und dann in sich selbst zusammenstürzte.

Nur eine Mauer schien stehen geblieben zu sein.

„Mein Vater hat mich töten wollen!" wiederholte das Mädchen gleichmäßig. Sie drückte das Gesicht in den Teppich und schluchzte wie ein gekränktes Kind leise fort, und unaufhaltsam flossen ihre Tränen. „Mein Vater hat mich töten wollen!"

Anton hatte sich neben sie auf den Schemel gesetzt. Auch er war tief erschüttert. Sprachlos hielt er die Wache neben ihr, die unaufhörlich fort weinte und seine Nähe vergessen zu haben schien.

Die Kirchenuhr hatte längst Eins geschlagen, als Katschenka endlich verstummte. Er wußte nicht, ob sie bewußtlos geworden oder eingeschlafen war.

Drüben neben der einzelnen Mauer, die sich phantastisch und schwarz vom grauen Himmel abzeichnete, erschienen in lebhafter Bewegung menschliche Gestalten.

Anton starrte mit müden Augen in die Nacht hinaus und stumm hob er die Schwurfinger vor sich in die Luft, als wollte er bei der Ruine seines Hauses ein Gelübde tun.

Dann wachte er wieder treu in die frostige Morgendämmerung hinein.

Plötzlich erhob sichKatschenka, strich ihre Haare zurück, trocknete ihr Gesicht mit beiden Händen und sprach kaum hörbar:

„Begleite mich, Anton, ich bitte dich."

Als er zögerte, sagte sie mit ersterbender Stimme:

„Und wenn die Leiche meiner Mutter zwischen uns läge, du wärest mir nicht ferner, Anton, als du mir jetzt bist. Ich bitte dich, begleite mich. Es ist ein schwerer Gang und ich bin schwach."

Und sie hing sich hilfeflehend an Antons Arm.

„Ins Kloster!" flüsterte sie.

Sie verließen die Kapelle und glitten schweigend durch die verschwebende Nacht. Der Regen war vorbei, aber ein kalter Wind sauste von den Bergen herüber, hemmte ihnen den Weg und kräuselte kleine Wellen in den Wasserlachen der Straße.

Im Weiterschreiten gewann Katschenka ihre Kraft wieder. Sie ließ Antons Arm los, und stumm gingen sie nebeneinander her. Der Morgenwind zerrte an ihnen; des Mädchens graues Tuch flatterte im Nacken; ihr dunkles Kleid trug bis hinauf die Spuren des Weges im Steinbruch.

Als sie am ersten Hause von Oberndorf standen, war es hell geworden. Sie blickten einander in die bleichen, kummervollen Gesichter, dann schlichen sie weiter durch das schlafende Städtchen, über die Eisenbahn hinweg und durch den schweigenden Wald.

Mitten im Walde an einem Kreuzweg stand ein Kruzifix zur Erinnerung an einen Forstgehilfen, der dort von einem Wildschützen erschossen worden war. Hier warf sich das Mädchen auf die Knie nieder und betete lange wie eine Verzweifelte.

Hier hatte sie an jenem Mittwoch nach Ostern mit den tschechischen Vereinen von Blatna Rast gehalten und ihnen als Marketenderin verkleidet, aus ihrem Fäßchen Branntwein verteilt.

Sie erhob sich plötzlich, sank Anton zu Füßen und rief heiser:

„Verzeih' mir!"

Er richtete sie schweigend auf und sie schritten weiter. Am Ende des Waldes, als sie in den hellen Morgen wieder heraustraten, sagte sie:

„Ich weiß, du bist mir nicht mehr böse, dein Mitleid mit mir ist zu groß."

Und stille weinend schritt sie den St. Josephsberg hinauf. Auf der Höhe angelangt, sahen sie das Kloster und den Kerker neben sich liegen. Sie blieben stehen und blickten zurück; zu ihrer Rechten blinkte der erste Sonnenstrahl durch die Baumkronen. Im Tale schoben sich dicke Nebelmassen durcheinander. Nur das Gebirge rückte klar aus der blauen Ferne heran.

Demütig schlang Katschenka jetzt die Arme um Antons Nacken.

„Lebe wohl!" flüsterte sie. „Lebe wohl, Geliebter!"

Da durchströmte es den Mann plötzlich mit heißem kräftigen Leben.

„Nein!" rief er. „Kein Lebewohl! Warum wollen wir beide uns zu Tode quälen um fremden Hasses willen? Wir lieben uns ja! Wir haben uns ja! Sie halten uns für tot dort in dem entsetzlichen Städtchen! Wir wollen tot bleiben für sie! Weit fort von hier, in einem glücklicheren Lande, wollen wir unerkannt und unentdeckt leben und jeden Schimmer von Glück festhalten und pflegen. Auch mein Vater hat in stürmischer Zeit, nach Jammer und Schrecken, die Mutter heimgeführt und hat ihr Frieden zu schaffen gewußt. Komm! Mein geliebtes Mädchen!"

Katschenka stöhnte auf vor Lust und Schmerz. Doch stark

schob sie den Mann von sich fort und sagte mit tränenerstickter, doch fester Stimme:

„Deine Mutter hat schweres Unglück erfahren. Wenn ein so menschliches Leid wie dein Tod, Geliebter, mich getroffen hätte, ich würde sterben, aber ich könnte noch sterbend lächeln. Hast du denn vergessen, was geschehen ist? Mein Vater hat mich töten wollen! Dich und mich!"

Anton faßte nach ihren Händen und wollte sie an sich ziehen.

Sie machte sich los und eilte rasch den flachen Hügelabhang nieder dem Kloster zu. Noch hatte sie die Pforte nicht erreicht, da fühlte sie sich um Brust und Hals festgehalten. Anton hatte sie eingeholt. Heftig preßte er sie an sich, bog ihren Kopf zu sich empor und rief unter heißen Küssen:

„Ich lass' dich nicht! Ich lieb' dich! Du sollst mein werden! Nachher geschehe, was du willst: Flucht oder Tod, alles ist mir gleich!"

Katschenka wehrte sich nicht. Sie duldete es, daß Anton sie wieder umschlang und enger und enger an sich drückte. Sie erwiderte seine Küsse nicht, aber mit gierigen Lippen sog sie die seinen ein.

„Sei mein!" stammelte er wieder. Sinnlos, wie ein Knabe stammelt.

Kraftlos lag das Mädchen in seinem Arm. Ihre Augen, die eben noch in Liebeslust funkelten, schlossen sich plötzlich, Aschfarbe überzog ihr Gesicht.

„Vergiß deinen Schwur nicht, Anton!" sprach sie tonlos. „Du hast ein Gelübde getan! Ich weiß es! In jener Stunde! Du willst ja dein Leben dem Kampfe opfern! Du willst kein Recht mehr auf Lebensfreude!"

„Sei mein!" erwiderte Anton.

„Mein Vater ist zum Mörder an uns geworden!" sprach sie noch leiser. „Ich werde im Kloster für ihn büßen!"

„Das kannst du nicht!" rief Anton hastig. „Es ist Vermessenheit oder Aberglaube, für die Sünden eines andern die Verantwortung tragen zu wollen!"

„Sprich nicht so, Anton! Mir bleibt ja nichts als meine Erinnerung an dich, die nehme ich ins Kloster mit. Ich werde es der Oberin nicht verschweigen! Trübe mir die Erinnerung nicht! Maria, hilf!"

Und als Anton die Arme sinken ließ, fuhr sie hastig fort: „Du kennst mich nicht! Du würdest sonst nicht so an mir hängen. Du bist nicht mein Alles. Vor dir noch steht etwas. Wie das möglich ist, weiß ich selber nicht. Ich weiß nur, daß sie alle mein Herz von Jugend auf vergiftet haben mit dem Götzendienst zur Nationalität. Wie das geworden ist, das ist kaum zu erzählen. Der Kaplan hat mich in der Religion unterrichtet. Und er hat mir für die kleinste Gedankensünde die schwersten Bußen auferlegt. Er hat mich für ganze Nächte allein in die Kirche eingesperrt. Er hat mir mit Höllenstrafen gedroht, an deren Beschreibung ich noch heute ohne Schaudern nicht denken kann. Aber das Ende vom Liede war doch immer: Wenn du dich deinem tschechischen Volke opferst, so wird die Kirche dir alles vergeben. Das war mein Glaubensbekenntnis. Und mein Bruder war mein anderer Lehrer. Anstatt mich aber in schönen Sachen zu unterrichten, die andere Mädchen in der Schule hören, erzählte er mir nur immer von der böhmischen Geschichte. Ich wollte denken lernen. Er aber rief mir immer nur zu: Wenn du böhmisch denken kannst und wie eine böhmische Patriotin handeln, so ist das besser als alle Kenntnisse. Das war mein Jugendunterricht. Und mein Vater hat mich erzogen. Als das Weib in mir erwachte und ich mich nach meinem Gespielen sehnte, nach dir, Anton, da erkannte der Vater zuerst, was er die Gefahr nannte. Und er sprach mit mir über meine Gefühle. Er drohte mir mit seinen Krücken, wenn ich ihm Schande machen, wenn ich nur einen unehrbaren Gedanken haben wollte. Er wollte mich keusch wissen wie eine Nonne. Aber wenn das tschechische Volk es verlangte, dann sollte ich bereit sein, mich dem erste besten hinzugeben wie eine Schlampe. Das war mein Leben bis heute!"

Leise faßte Anton sie bei der Hand und sprach: „So fange mit mir ein neues an!"

Unter Tränen lachte Katschenka auf: „Reiß mir erst das Gift aus dem Leibe, das sie mir eingepflanzt haben! Du kennst mich nicht, sage ich dir! Der Götzendienst zum Böhmervolke ist nicht auszurotten. Wenn ich dein Weib wäre, du hättest keinen Tag Ruhe vor meinen Bekehrungsplänen. Wenn ich Kinder hätte, ich würde sie für jedes deutsche Wort hassen! Und jetzt in dieser furchtbaren Stunde muß ich den Vater bewundern, der mich ermorden wollte. Laß mich! Für diesen Wahnsinn gibt es nur eine Zuflucht! Dort! Die heilige Maria wird den Götzendienst verdrängen! Tritt mir nicht in den Weg!"

Da gab Anton sie frei. Es war ihr gelungen. Er wird sich ihrem Entschluß nicht mehr entgegenstellen.

Mit dankbaren Augen blickte sie ihn an und fröstelnd murmelte sie:

„Gib mir noch einen letzten Kuß. Nein, nicht so, das ist vorbei! Gib mir einen Kuß, bevor ich sterben gehe."

Anton faßte ihren Kopf mit beiden Händen und drückte kraftlos einen langen Kuß auf ihre zitternden Lippen.

„Ich danke dir," sagte sie unter heftigen Tränen.

Dann ging sie rasch die wenigen Schritte bis zur Pforte und pochte mit dem alten, schweren Hammer laut gegen das Holz.

Anton war stehengeblieben.

Sie mußten lange harren. Endlich erschien die Pförtnerin.

„Laß mich ein und sag's der hochehrwürdigen Frau Oberin. Sie weiß schon. Schwester Katharina wolle sie sprechen."

Noch einen Blick auf Anton. Dann schloß sich hinter ihr das Tor des Klosters.

(Schluß folgt.)

Blutegel.

Skizze von G. W. Brandstetter.

Der englische Distriktskommissar von Kumling saß mit seinem europäischen Gast auf der Veranda des Stationsbungalows. Vor ihnen wälzte der Salwin seine braunen Wasser durch den Wald; melancholischer Chorgesang schwang sich vom Burmesendorf herüber; Leuchtkäfer schwirrten unter den Bäumen, und der schwere, süße Duft der Tropennacht ließ die Phantasie des Neulings schweifen.

Da lachte der Beamte bitter und riß den Gast aus den Träumen: „So wie Ihnen eben geht es allen, die dies verfluchte Land nicht kennen und die da glauben, es sei ein Paradies. Ich dachte nicht anders, als ich vor Jahren Oberburma zum ersten Male betrat, um meinen Posten als Gehilfe des damaligen Kommissars einzunehmen. Auch ich saß eines Abends wie Sie auf dieser Veranda als Gast meines Vorgesetzten, und zwischen ihrem Vater und mir lag die Tochter des Kommissars in ihren Rohrstuhl gelehnt. Ich sah im matten Schein des Mondlichts die zarten Umrisse ihres Gesichtes und liebte sie von diesem Augenblick an.

Monate vergingen. An der Seite meines Vorgesetzten lernte ich den engeren Distrikt kennen und entdeckte, daß der geheimnisvolle Schleier, der in der Phantasie des Neulings dies Oberburma umgibt, manches Häßliche verbirgt. Doch unser Weg führte stets nach Kumling zurück, und die Nähe des Mädchens, das ich liebte, entschädigte mich für jede Enttäuschung.

Dann erhielt ich die Gewißheit, daß Mary Robinson meine Liebe erwiderte, und ich durfte den Vater um ihre Hand bitten. Er machte nicht viel Worte: „Seien Sie mir willkommen!"

Am Abend saßen wir auf der Veranda, und der Kommissar sprach von unserer nächsten Zukunft: „Wenn die Regenzeit vorüber ist, die in zwei Wochen beginnt, so reise ich mit Mary nach Mandalay, und wir bringen von dort die Aussteuer mit." Zwei glückliche Menschen lauschten ihm.

Die Regenzeit kam und fesselte uns monatelang an die Station. Der Draht war die einzige Verbindung mit der Außenwelt, und doch empfanden wir nie die Einsamkeit, weil wir Drei uns selbst genügten.

Eines Tages aber wurde die äußere Ereignislosigkeit unseres Lebens durch den telegraphischen Hilferuf des weißen Sergeanten unterbrochen, der vier Tagereisen von Kumling entfernt mit fünf Gurkhas die Polizeistation Munsin besetzt hielt: „Von Singphos angegriffen, bitte um Hilfe." Am nächsten Morgen brach der Kommissar mit mir und zwanzig Polizisten auf. In Kumling blieb nur Mary mit dem Stationsarzt unter dem Schutz von zehn Gurkhas zurück.

Unser Eilmarsch wurde vom Glück begleitet. Die Regenzeit schien früher beendet zu sein, als wir erwartet hatten, und wir litten kaum unter der entsetzlichen Plage der Blutegel, die an Regentagen für jeden Europäer den Marsch durch den Wald unmöglich machen. Trotzdem mußte ich verschiedentlich mit der brennenden Zigarette eines der ekelhaften Tiere verjagen, das sich unbemerkt an meiner Hand oder an meiner offenen Brust festgesogen hatte.

In drei Tagen legten wir den Weg zurück. Wir fanden in Munsin alles ruhig, und es stellte sich heraus, daß die Meldung des Sergeanten vom Abzug der Angreifer kaum eine halbe Stunde nach unserem Abmarsch in Kumling eingetroffen sein mußte. Robinson fluchte, denn die Hälfte unserer Gurkhas hatte der unnütze Eilmarsch fußkrank gemacht: „Ich muß mich selbst ein paar Tage ausruhen und auch den Leuten Erholung gönnen. Wollen Sie mit den anderen allein nach Kumling zurück, das nicht länger entblößt sein darf?" Ich war sofort dazu bereit.

Die ersten Tage unseres Marsches verliefen ereignislos. Doch am dritten Abend, als wir für die Nacht Rast machten, wies der Gurkhaunteroffizier, der Rangälteste unter den Polizisten, auf den Himmel: „Wir werden Regen bekommen." Ich zuckte die Achseln: „Wir haben nur noch einen Tag vor uns und den werden wir auch im stärksten Regen aushalten." — „Und die Blutegel, Sahib?" — „Nun, wenn der Regen die Zigaretten verlöscht, wirst du doch sicher ein Verfahren kennen, um die Tiere zu entfernen, ohne daß sie uns die Haut von den Knochen reißen." — „Das wohl. Ein Messerschnitt über den Rücken. Aber du kennst die Blutegel noch nicht. Du hast sie bisher nur vereinzelt gesehen, doch wenn es regnet, kannst du dich nicht mehr vor ihnen retten!" Ich lachte leichtsinnig: „So schlimm wird es nicht werden."

In der Nacht wachte ich auf. Der Regen trommelte auf das Zelt, und ich zog frierend die Decke höher. Da berührte meine Hand etwas Weiches, das mir auf der Brust saß. Meine Taschenlampe blitzte auf, und ich schüttelte mich vor Ekel. Drei, vier Blutegel hingen an meiner Haut, vollgesogen, widerlich, fett. Ich zog mein Messer, und aus dem breiten Schnitt über den nassen Schneckenrücken tropfte mein Blut. Ich hockte die ganze Nacht bei brennendem Licht, die Zigarette, das Messer in der Hand und wehrte den lautlosen, unfühlbaren Angriff der Blutsauger ab.

Müde wie ein Hund, schlapp und fiebernd befahl ich bei strömendem Regen den Aufbruch. Ernste Gesichter begegneten mir, und der Unteroffizier flüsterte: „Sahib, es wird ein Marsch um unser Leben werden." Stundenlang eilten wir die Bergkämme entlang, wo die Bäume nur vereinzelt standen, und doch mußten wir immer wieder halten, weil die Blutegel uns unter die Uniform drangen. Sie saßen uns auf der Brust, am Puls, am Hals, in den Ohren, und ich fühlte, wie ich schwächer und schwächer wurde.

Dann mußten wir in das Tal hinunter. Der Regen wich jetzt einem dichten, warmen Nebel. Totenstille herrschte. Die Luft war schwer und stickig. Die Ohren sausten mir, als fiele ich rasend schnell den Hang hinunter. Ein gefallener Baum lag halb über dem Weg. Ich mußte ruhen. Da zerrte mich der Unteroffizier am Arm: „Steh auf, Sahib. Es ist dein Tod!" Ich schüttelte matt seine Hand ab: „Laß mich!"

Plötzlich hörte ich ein leises Rauschen. Ich glaubte, der Wind wehe leicht und bewege die Blätter. Doch ich spürte keinen Hauch. Ich sah unwillkürlich auf meine Füße und sprang auf, denn aus dem Schlammboden krochen Blutegel an mir hoch. Blutegel waren es, was ich für den Wind gehalten hatte, was die Blätter, die Halme bewegte. Blutegel krochen auf jedem Zweig zum Angriff vor, Blutegel fielen von jedem Blatt auf uns hinunter, Blutegel saugten sich an meinen Händen, an meiner Brust, an meinem Gesicht fest, krochen mir in die Ohren, verstopften mir die Nase, hingen an meinen Lippen. Ich stand regungslos, starrte und fühlte nichts mehr, weil das Entsetzen zu groß war.

Da riß mich der Unteroffizier vorwärts. Ich sah, wie die anderen Gewehre und Gepäck wegwarfen, und lief mit gefühllosen Gliedern, mit leerem Hirn. Ich rannte und rannte und hatte nur den einen Gedanken: „Fort aus dem Höllenkessel!" Dann war es mir, als fiele ich weich zu Boden, als würden mir die Lippen aufgerissen, als senke sich die Nacht auf mich nieder. —

Als ich wieder zur Besinnung kam, fühlte ich mich unendlich matt. Ich wußte, daß ich in einem Bett lag, und sah einen Menschen neben mir stehen, der mir bekannt vorkam. Ich erkannte den Arzt von Kumling und weiß nur noch, daß ich nach Mary fragte. Dann schlief ich ermüdet wieder ein.

Später, als ich wieder erwachte, saß Robinson an meinem Bett: „Alles Glück zur Genesung. Sie haben sieben Tage zwischen Leben und Tod gelegen." Da bat ich: „Darf ich Mary sehen?" Er ließ den Kopf in die Fäuste fallen: „Nein!" Dann nahm er meine Hand: „Einmal müssen Sie es doch erfahren. Ich habe Mary zur Erholung nach England geschickt, und Sie werden sich nie wieder sehen!" Ich starrte ihn verständnislos an und sah seine Lippen zucken. „Mary hat Ihnen das Leben gerettet. Denn als Sie von den Gurkhas, die selbst vor Entsetzen und Schwäche halb tot waren, hierher gebracht wurden, erkannte der Arzt, daß nur eine Blutübertragung Sie vor dem Tode bewahren konnte. Da bot sich Mary dazu an. Der Arzt prüfte ihr Blut: „Miß Robinson, es ist das einzige, das sich zur Übertragung eignet. Doch ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß eine Ehe zwischen Ihnen dann unmöglich sein wird." — „Und wenn ich mein Blut nicht für ihn hergebe?" — „Dann muß er sterben." Da sagte sie leise: „Nehmen Sie mein Blut und retten Sie ihn!"

Ich habe Mary nie wieder gesehen. Sie blieb in England. Der Vater nahm bald darauf den Abschied und reiste ihr nach. Nun wissen Sie, warum ich dies Land, das jeden Neuling betört, so hasse und warum ich doch hier geblieben bin."

Wilde Tiere als Menschenräuber.

Von W. E. Sergau-Berlin.

Nach der Werwolfsage kann ein Mensch im Bunde mit dem Bösen die Gestalt eines ungeheuren, unverwundbaren Wolfes annehmen und als solcher ungestraft alle möglichen Schandtaten begehen. Sein Kennzeichen: ein brandrotes Haar oder mehrere zwischen den anderen. Anlaß zu dieser merkwürdigen Gestalt des Werwolfes mag die Tatsache gewesen sein, daß Wölfe, auch andere Raubtiere, hier und da Kinder raubten, sie aber nicht töteten, sondern säugten und mit ihnen spielten. Die Werwolfsage beschränkt sich übrigens nicht etwa auf Deutschland. In Rußland ist sie in ähnlicher Form erhalten, nur hat hier nicht ein Mann, sondern — eine Frau die Gestalt eines großen Wolfes angenommen. Sie fällt eines Abends ihren Mann an, als dieser auf die Jagd geht. Er trennt dem Tiere mit einem Degenhieb eine Pfote ab und nimmt diese als Trophäe heim. Als er zu Hause eintrifft, findet er seine Frau im Bett: ihr fehlt die rechte Hand. Ein Verdacht steigt in ihm auf — und siehe: die Wolfspfote hat sich in eine menschliche Hand verwandelt, und an dieser Hand glänzt der Ring, den er seiner Frau bei der Trauung geschenkt. Ihr wurde der Prozeß gemacht und sie auf dem Marktplatz verbrannt. Die Sage der Gründung Roms durch die von einer Wölfin gesäugten Brüder Remus und Romulus ist bekannt. Der letzte verbürgte Fall, daß Wölfe ein Kind raubten und aufzogen, wird aus dem Jahre 1867 berichtet: ein Knabe wurde im Dschungel von Bulandschar von einer Wölfin geraubt. Man fand ihn schlafend vor der Höhle des Wolfes. Unter Menschen gebracht, verweigerte er menschliche Nahrung, duldete auch keine Kleidung auf seinem Leibe. Dreißig Jahre lang hauste er in einer Anstalt und lernte kaum mehr als ein Dutzend Worte seiner Heimatsprache.

Eine merkwürdige Entdeckung machte kürzlich ein Jäger in Kamerun, der eine Herde Affen verfolgte und unter ihnen einen besonders schön gewachsenen bemerkte, der keine Furcht zu kennen schien und den Mann zutraulich anstarrte. Von einer Kugel getroffen, stürzte der Affe vom Baum herab, und da entdeckte der Jäger, daß es sich — um eine Eingeborene handelte. Da sie nicht die üblichen Tätowierungen ihres Stammes trug, mußte sie schon in frühester Kindheit von Affen geraubt oder freiwillig in die Dschungeln gegangen sein.

Nicht minder merkwürdig war die Entführung eines hübschen malaiischen Mädchens durch einen riesigen Orang-

Utang, der eines Nachts in die Hütte des Mädchens eindrang und mit ihm verschwand. Der Vater konnte den Verlust seiner Tochter nicht verschmerzen und betrauerte die auf unerklärliche Weise Verschwundene als tot. Eines Tages aber berichteten ihm Eingeborene, was sie im Urwald gesehen haben. Europäer lachten ihn aus, als er sie um ihre Hilfe bat. Da machte er sich mit einigen Eingeborenen auf — anderthalb Jahre nach der Entführung seiner Tochter — und durchsuchte das Dschungel. Und man fand sie hoch oben im Geäst eines großen Baumes mit ihrem Entführer. Man machte sich daran, den Baum zu fällen, aber der Orang-Utang nahm das Mädchen in seine langen Arme und floh. Als er sich in die Enge getrieben sah, überließ er das Mädchen seinem Schicksal. Froh nahm der Vater die Wiedergefundene heim, doch bald mußte er feststellen, daß es wie ein böser Geist über sie gekommen war. Sie hatte in der heimatlichen Hütte keine Ruhe mehr, sie seufzte und weinte tagelang, nachts, wenn die Stimmen des Urwalds durch die Stille drangen, saß sie wach und lauschte. Und eines Tages war sie wieder verschwunden. Ein Jahr später fand ihr Vater sie abermals. Der Affe schien diesmal nicht gewillt, seine schöne Beute kampflos herzugeben. Er richtete sich drohend neben ihr auf — und sank, von mehreren Kugeln tödlich getroffen, über sie hin. Aber mit welcher Sorgfalt die Eltern auch die Heimgekehrte umgaben, sie lächelte nicht, hatte jedes Wort ihrer Heimatsprache vergessen und weigerte sich auch, obwohl sie schön war, einen der jungen Burschen zum Manne zu nehmen, wie es jede andere an ihrer Stelle getan hätte.

Lied vor einem Reisekoffer.

Zwar waltet ein Spruch für den Wandrer im Geiste:
Zieh hin, und es werde dir Heimat die Welt!
Doch sieht am Ende der Vielgereiste
Sich doch nur auf sich und das Seine gestellt.

Und mag er die Welt auch olympisch durchschwärmen
Im Nachen, mit wehenden Fähnlein behißt,
Irgendwie will sich das Herz doch wärmen
An dem, was engere Heimat ist.

Betritt er abends das Herbergszimmer
(Bezifferte Grotte der Einsamkeit),
So steht schon da und wartet immer,
Was ihm gehört, seit mancher Zeit.

Es ist nur Tand, sind Kleider und Schuhe,
Und was man so braucht, um Mensch zu sein,
Und doch, erfüllt sich die wandelnde Truhe
Mit dem sicheren Gruße: hier steht, was dein!

Da weiß er, es ist mit ihm gekommen
Ein freundlicher Zeuge von dem, was war,
Es ist die Angst von ihm genommen,
Er sei schon aller Heimat bar.

Wie ist doch die Seele im kühleren Ringe
So einsam kreisend zu mancher Frist,
Daß solch ein Häuflein armseliger Dinge
Ihr plötzlich Bedeutung der Heimat ist.

F. C. Ginzkey.



Bunte Chronik



*** Gasbomben wegen Mietsstreitigkeiten.** In Nizza wohnt ein alter französischer General namens Rambaud. Dieser Tage ließ der Herr General viel von sich hören. Noch vor dem Kriege hat General Rambaud sich eine Villa in Nizza gemietet. Der Mietspreis betrug bis zum Jahre 1926 die Summe von 1 800 Francs, wurde aber dann auf 3 800 gesteigert. Die Frau des Generals, die über die Haushaltskasse verfügte, weigerte sich ganz entschieden, 2 000 Francs mehr im Jahre zu bezahlen, und seitdem wurde die Miete überhaupt nicht bezahlt. Der Villenbesitzer strengte eine Klage an, und das Gericht verurteilte den General, die fällige Miete zu zahlen. Der General legte Berufung ein, der Prozeß schleppte sich von Instanz zu Instanz, bis endlich die oberste Instanz dem Eigentümer der Villa Recht gab. Nun sollte, da General Rambaud weder bezahlen noch ausziehen wollte, die Exmittierung stattfinden. Als der Gerichtsvollzieher den General aufforderte, den Wohnsitz zu verlassen, erwiderte der tapfere Krieger, daß es eine Gemeinheit sei, einen Mann, der für sein Vaterland gekämpft hat, wegen einer lumpigen Papier-Franc-Summe mit Gewalt aus seiner Wohnung entfernen zu wollen. Da mit dem alten Starrkopf nichts anzufangen war, sah sich der Gerichtsvollzieher genötigt, die Polizei in Anspruch zu nehmen. Der General verbarrikadierte sich in seiner Wohnung und drohte, gegen die herannahenden Polizeimannschaften aus einem Maschinengewehr, das sich in seinem Besitz befand, Feuer zu eröffnen. Die Polizei griff dann zu Bomben, die mit einem ungefährlichen, aber betäubenden Gas gefüllt sind. Es stellte sich aber heraus, daß der General im Besitz von Gasmasken war, die ihn und seine Frau gegen die Wirkung des Gases unempfindlich machten. Die Villa ist belagert, und der Kampf dauert an. Der General hat sich noch nicht ergeben. Die Zeitungen bringen täglich Kriegsberichte über die Lage an der Front des Generals Rambaud. Das internationale Publikum, das in Nizza weilt, hat seinen Spaß, der nicht einmal in Reiseprospekten vorgesehen ist.

*** Maulesel als Überläufer.** Es ist im Kriege schon öfters vorgekommen, daß durchbrennende Tragtiere und Gespanne zum Feinde übergelaufen sind. Sowohl im Burenkriege wie auch in mehreren Kolonialfeldzügen haben die Engländer die Erfahrung gemacht, daß die Maulesel an Störrigkeit und Unberechenbarkeit alle anderen Tierarten überbieten. Daß aber ein Gefecht durch das Überlaufen von Mauleseln eine andere Wendung bekommen hat, dürfte wohl zum ersten Mal sich ereignet haben. Wie der „Corriere della Sera" berichtet, ist dieser Fall kürzlich in einem Gefecht eingetreten, das in Mexiko zwischen den aufständischen Generalen Mendozza und Davilla einerseits und den von General Urbaleja befehligten Bundestruppen andererseits bei Agua Blanca stattgefunden hat. Der Kampf dauerte 24 Stunden, nahm dann aber für die Aufständischen eine ungünstige Wendung, da ihre Munition anfing, knapp zu werden. In diesem kritischen Momente kam ihnen ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Zwölf mit Munition beladene Maultiere eines zur Schießbedarfsergänzung heranziehenden Transportes der Bundestruppen rissen sich, durch das Schießen erschreckt, los und brannten durch in die Linien der Aufständischen, wo sie natürlich mit Freude als Bundesgenossen empfangen und ihrer kostbaren Last entledigt wurden. Nachdem die Munition verteilt worden war, gingen die Aufständischen zum Angriff über und nach einem heftigen Kampf mußten sich die Bundestruppen mit einem Verlust von über 300 Mann an Toten und Verwundeten zurückziehen, während sich der Verlust der Aufständischen auf nur 150 Mann belief. Die Folge dieses Kampfes war, daß die Aufständischen in sofortigem Nachstoß auch den bedeutenden Flecken Mascita eroberten, wo die Nachhut der Bundestruppen aufgerieben wurde.

*** Die treue Zigeunertochter.** In Mitrovica in der Slowakei ist dieser Tage die Zigeunerin Elisa Adoli gestorben, die selbst für Zigeunerbegriffe ein abenteuerreiches Leben hinter sich hat. Ihr Vater war der Häuptling einer der größten Zigeunerhorden. Wegen eines Mordes kam er ins Gefängnis. Seine Familie und die Zigeunerhorde wurde in alle Welt zerstreut. Der letzte Trupp, bei dem sich die junge Elisa befand, fiel in Turkestan Räubern in die Hände. Elisa war im größten Elend. Durch ihre Energie brachte sie es aber selbst bis zur Führerin einer Zigeunerhorde. Sie nahm auch an dem Weltkongreß der Zigeuner in der spanischen Stadt Gualdahara teil. Alle zehn Jahre halten die Zigeuner einen solchen Kongreß ab. Dort erfuhr sie von einem alten Mitglied der Bande ihres Vaters, daß dieser schon seit mehreren Jahren wieder in Freiheit war, da sich seine Unschuld erwiesen hatte. Auf der Suche nach seiner Tochter habe er ganz Europa durchwandert. Zur Zeit sollte er sich in Bulgarien befinden. Elisa machte sich auf den Weg dorthin. Sie fand den Vater nicht. Und sie ist zwanzig Jahre lang weitergewandert, ohne ihn wieder zu finden, bis sie im Alter von 70 Jahren der Tod von ihrem ahasverischen Leben erlöst hat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.